



Weihnachten im Wüstenbrand.

Erlebnisse eines Forschungsreisenden in Süd-Afrika.

Für uns Bewohner der gemäßigten Zone klingt es befremdend, wenn man erzählt hört, wie zur Weihnachtszeit, wo bei uns die Erde mit Schnee und Eis bedeckt ist, Leute fast vor Hitze umkommen und sich vergebens gegen die sengenden Strahlen der Sonne zu schützen suchen.

Der Schlußsatz dieser aufregenden Reiseerzählungen des Engländers F. C. Selous ist die Kalahari-Wüste im südafrikanischen Reich der Kama's.



Der Zug durch die Wüste.

und die Erlebnisse des Reisenden beschränken sich auf eine Tour durch diese Wüste vom 1. März bis zum 1. Dezember 1879. Die Karawane war eine außerordentlich große, da sich der Gesellschaft angeschlossen hatte, die in der Umgebung des Mahabi-Flusses ge- jagt hatten und auf der Wüste nach Schafschaf gesucht waren.

Schon auf der Strecke zwischen Botletie und dem Brunnen von Tlatani hatten die Reisenden wenig Wasser gefunden, da es gerade Zeit nicht getrennt hatte. Südlich von Tlatani war jedoch auf der ganzen Strecke bis zu dem Brunnen von Klabala eine Ent- fernung von etwa hundert Meilen — auf gar kein Wasser zu rechnen, und da 16 Ochsen den schweren Wüstenwagen durch den tiefen Sand nicht schneller als 1 1/2 bis 2 Meilen in der Stunde vorwärts bringen, so kann man auf die genannte Strecke gut vier Tage, oder vielmehr acht Tage rechnen, da der Zug zum großen Theil aus Karubien besteht wird.

Einigenmalen bedenklich war die außerordentliche Hitze, von der man sich einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß bei Tage unmöglich war, die Hand länger als ein paar Se- kunden auf den glühenden Sand zu legen, ohne sich zu verbrennen. Dabei war der nur hier und da durch blätter- artiges Dornenkräutlein unterbrochene Sand so tief, daß die Räder der schwe- ren Wagen mehrere Zoll einsanken.

Hatte man in dieser ersten Nacht etwa 15 Meilen zurückgelegt, so ging es am darauffolgenden Tage, dem 24. Dezember, bedeutend langsamer, da die Ochsen, die schon eine bedeutende Er- schöpfung zeigten, nach je zweistündi- ger Arbeit eine Stunde ruhen mußten.

So war der heilige Abend herange- kommen, der jedoch für unsere Reisenden keinerlei Freude und Ueberrauschungen brachte. Selbst in dem spär- lichen Mahle gab es keine angenehme Abwechslung, und das bald zur Reize gehende Wasser in den mitgebrachten Fäßchen war wenig geeignet, eine Festimmung herbeizuführen, während die die und eintägige Wüstenlandschaft, die von dem fahlen Licht des Vollmonds ge- leuchtet wurde, eher ein Gefühl trübseliger Einsamkeit erweckte.

Die kurze Nachtzeit war bald zu Ende, und von Neuem wurden die Zugthiere eingespant, um die ermüdende Reise fortzusetzen. Der Führer der Karawa- ne zog es vor, anstatt sich im Wagen ein paar Stunden erquidenden Schlafes zu gönnen, die ganze Nacht wach zu bleiben, um die nöthigen Aufzeichnungen über den Fortschritt der Reise zu machen und die Ochsentreiber anzu- weisen, damit sie in den kurzen Ruhe- pauzen sich nicht etwa von der Müdig- keit überwinden ließen.

Es lag jetzt klar zu Tage, daß es un- möglich war, die Wagen bis nach dem noch etwa 6 Meilen entfernten Wasser- füllungsstellen zu bringen, wo man die Ochsen wieder wach und erquidenden Schlafes zu gönnen, die ganze Nacht wach zu bleiben, um die nöthigen Aufzeichnungen über den Fortschritt der Reise zu machen und die Ochsentreiber anzuweisen, damit sie in den kurzen Ruhepauzen sich nicht etwa von der Müdigkeit überwinden ließen.



Die Nacht am Lagerfeuer.

Während von Mahabati zu bringen, wo man gehofft hatte, ein Weihnachts- festmahl im allerbescheidensten Maße herbeizuführen zu können. Und somit mußte man sich entschließen, auszuspannen und die Zugthiere ohne die Last der Wagen nach den Wasserfüllungen zu treiben, um sie dort zu tränken und zu füttern und sie am Nachmittag nach den Wagen zurückzubringen. Collison und Sell verließen bei den Wagen, wäh- rend Selous und Miller, beide beritten, Tinkarn und seine Leute nach Ma- habati begleiteten. Sämmtliche Och- sen und Pferde wurden selbstverständ- lich mitgenommen, und die Thiere schritten jetzt lebhafter aus, offenbar von dem Instinkt getrieben, der ihnen sagte, daß ein Worn der Erquidung das Ziel des Marsches war.

Leider wartete der Gesellschaft an diesem beifahrenen Ziel eine bittere Enttäuschung, insofern man die Wasserfüllung fast ausgetrocknet vorfand, obwohl das frische Aussehen des Ge- strüpps darauf schließen ließ, daß keine Regenwolke vorher ein ziemlich reich- licher Regenfall stattgefunden haben mußte. Zwei in Mahabati angestref- fene Aufwärter bestätigten dies auch und luden die Gesellschaft damit zu trinken, daß sich in nicht weiter ferne eine andere Vertiefung befände, die wohlschmecklich noch Wasser enthalte. In anderen Fällen würden sie die Rei- senden nach der Stelle führen, wo die Straße von Schafschaf nach Bando- matana den Quell- Fluß kreuzt.

zurück, während er selbst, obgleich be- reits von Hunger und Durst ermattet, beschloß, die Ochsen nach dem in Aus- sicht gestellten Wasserloch, oder, wenn auch dort nicht genügend Wasser gefun- den werden sollte, nach dem Quellfluß zu begleiten. Tinkarn und seine Leute waren mit ihrem Vieh unter Führung der Aufwärter zuerst aufgefunden, und als Selous mit seinen Ochsen an dem ersten Ziel eintraf, machte er als- bald die niederschmetternde Entdeckung, daß Tinkarn's Zugthiere das Wasserloch zertrampelt und das spärlich vor- handene Raß ungenießbar gemacht hat- ten. Es blieb jetzt nichts Anderes übrig, als möglichst schnell während der Rühle der Nacht — der Weihnachts- tag war mittlerweile zur Reize gegangen — nach dem Quellfluß aufzubrechen. Unterwegs wurde gegen Mitternacht auf eine Stunde Raß gemacht, wäh- rend welcher die Ochsen sich niederleg- ten und auch die Treiber sich dem er- quidenden Schlaf hingaben, während Selous und Tinkarn am Lagerfeuer wach blieben, um Acht zu geben, daß keines der durstigen Thiere dem Drange nach Erquidung Folge leiste und davon- laufe.

Nachdem Tinkarn seinen weißen Gefährten allerlei interessante Auf- schlüsse über die Gewohnheiten der Aufwärter gegeben, machte er den Vor- schlag, nach dem Quellfluß vor-



Reitweg vor dem Wüstenland.

aus zu reiten und das Vieh mit den Treibern nachkommen zu lassen. Selous ging auf den Vorschlag ein, und den Spuren der Aufwärter und des Viehs der Eingeborenen folgend, welche vor Selous' Leuten wieder einen klei- nen Vorsprung hatten,ritten die Wei- ßen bei klarem Mondlicht früh- früh beim Morgenrauschen, am 26. De- zember, erreichten sie das Ziel und fan- den zu ihrer Freude auch reichlich gutes Wasser, an welchem die Männer sich weidlich erquideten, ehe das Vieh es wie- der verunreinigt hatte.

Vergebens aber wartete der Reise- führer jetzt auf das Nachkommen seiner Leute und Zugthiere, und trotz der beruhigenden Worte Tinkarn's beschloß er, zurückzukehren, wenn sie bis Mittag nicht eingetroffen. Die Zwischenzeit wollte er dazu benutzen, seinen ermät- telten Körper durch einen längeren Schlaf zu erfrischen, wozu er sich eine schattige Felskammer auswählte. Anstatt am Mit- tag, wurde er jedoch erst spät am Mit- tag wieder wach und erfuhr nun von einem seiner Begleiter, der mittel- weile auf Collison's Reitpferd, ohne die Ochsen, eingetroffen war, daß wäh- rend die Ochsentreiber bei dem einge- trockneten Wasserloch im Schlaf einge- ronnen und sich nach einer anderen Richtung auf und davon gemacht habe. Der Worn war dann ebenfalls nach der Stelle geritten, um man die Wagen zu dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und dann erst suchte er seinen Führer und Herrn an Quellfluß auf. Wie er sagte, seien die Ochsentreiber den Spuren des durdgegangenen Viehs gefolgt, und die einzige Hoffnung für ihr Leben liege darin, daß das Vieh, wie es wohl vorkomme, aus meilenweiter ferne Wasser getrennt und diesem In- stinkt gefolgt sei.

Diese Annahme, die auch von Tin- karn getheilt wurde, erwies sich als die richtige, doch dauerte es geraume Zeit, bis Selous seine Leute wiederfand. Während Tinkarn mit seinen, jetzt frisch gefüllten, Zugthieren nach den Wagen zurücktrieb, ritt Selous zunächst nach dem etwa 60 Meilen entfernten Schaf- schaf, wo er von den dort anfangigen weißen Aufwärtern vier Gespanne frischer Ochsen und einen Wagen borgte, mit dem er sich in Begleitung eines An- wärtlers Namens Drake auf den Rück- weg auf die Suche nach seinen Leuten machte. Sie trafen die ganze Karawa- ne am Nachmittag des 29. Dezember bereits auf dem Treck nach Schafschaf und erfuhr nun, daß die in der Nacht vom 25. Dezember durdgebrannten Thiere am Mittag des 26. in der That Wasser gefunden hatten. Von den ihnen folgenden Treibern waren zwei unterwegs der Durst und Ermüdung zum Opfer gefallen, doch wurden die von ihnen Gefährten, die er nicht mehr weit entfernten Wasserfüllung ihre Fäßchen füllten und damit zu den nahezu verdurfteten Kameraden zurük- kehrten, vor einem elenden Tode im Wüstenland gerettet.

Der liebe Weihnachtskuchen.

Eine baotologische Studie von Edward Miquelin.

Wade, kade Kuchen, Der Väter hat gerufen!

heißt es in dem uralten, gemüthvollen Kinderreim, und „Dichten und Baden geräth nicht immer!“ lautet ein min- delstens wohl ebenso uraltes Sprich- wort, welches seine theilweise Befähig- ung eben durch obengedehnten Reim ja bereits erhält.

Wenn ich mich trotzdem heute dabei- mache, die Weihnachtskuchendüerei mit unter's Mikroskop zu nehmen, so geschieht dies aus dem Gefühl heraus, daß Kuchenbuden und Kuchenessen zweifellos sogenannte „integrirende Bestandtheile des zeitigen Weis- heitsalters sind, besonders für die lie- benden Kleinen, denen zu Ehren die schöne, feier doch im Wesentlichen auch eigen- lich mit stattfindet.

Wie aber die „Vorfreude“ aners- kanntermaßen bei jedem Genuß des Beste zu sein pflegt, so sind auch die Vorbereitungen zum Kuchenbuden und späteren Kuchenessen für die Kinder- chen zu allen Zeiten stets etwas über- aus angenehm Aufregendes gewesen; ihre Phantasie ist mit den lieblichsten Bildern erfüllt, ihre Augen glänzen und sie werden bei dem Gedanken, mit- baden zu dürfen, schon ganz — roth- bädig! In diesem Vorbergnigen



Mit vereinten Kräften.

theilzunehmen, ist das seit unendlichen Zeiten bestehende, unerbürliche Recht der artigen Kinder!

Wichtig und hervorragend ist un- streitig der braune oder Pfefferkuchen, gemeinlich auch wohl Honigtuchen ge- nannt, weil er sehr häufig mit einem großen Zusatz von — Syrup angefer- tigt zu werden pflegt. Er ist der eigen- lichen Berufene unter dem gesamten Weihnachtsgebäck, der Matador oder noch besser gesagt das Meteor, um welches sich in diesen Tagen die ganze Welt dreht, an dem kleine und große Kinder ihre Freude haben und in dem sie sich auch, Groß oder Klein, — trant zu essen pflegen!

Woher er stammt? Wer ihn erbat, erfunden, zuerst in die Welt gesetzt hat?

Ja, wer das wüßte! — Wenn mich nicht Alles täuscht, so hat er — dem alten Vater Homer vergleichbar — mindestens janzig Geburtsstätten, — minde- stens Städte, die sich um den Ruhm streiten, ihn ursprünglich erzeugt zu haben. Und überall tritt er unter ver- schiedenen Namen auf. Aber durch alle Epochen und Spezialitäten, Arten und Abarten zieht sich ein großer Grundgedanke: sie schmücken sammtlich vortrefflich — sind auch alle schwer zu verbaueu!

Aber man ist sie doch. Schon der „Wissenschaft“ wegen. „Nieder mit dem Magen, es lebe die vergleichende Wissenschaft!“ Das ist die große Pa- role, welche bewußt oder unbewußt in



Nach eigener Phantasie.

den Weihnachtsstagen allüberall ausge- geben wird und deren Macht sich Nie- mand entziehen kann, der einigerma- ßen für einen billigenmenschen gelten möchte.

Wer würde auch wohl j. B. so un- galant sein können, einer Tante, Großmama, Schwestern oder sonst be- freundeter Dame es abzuschlagen, ihre selbstgebackenen Pfefferkuchen ver- schiedener Sorten durchzuprobieu, um dann gleichzeitig zu constatiren, daß dieselben weit, weit würziger schmecken, als die getrennt bei der Cou- sine, oder gar bei dem — Schokolade- mitternden genossen? — Ich sicher nicht! Wer noch? —

Ja, wie gesagt, so ist das —

Und deshalb liegt auch der Anfer- tigung dieser Honig- resp. Syrupkuchen eine weit größere Bedeutung inne, als der des Napfstuhns. Da wird selbst die kleine achtjährige Elfe zur — Gebäckerin, indem sie aus dem ro- then Teig einen Wornl herstellt (eine Art von Wornl scheint es mir zu sein), den sie in Emangelung gol- dener Knöpfe solche aus Rosinen in die Uniform drückt, während das klei- ne Mädchen augenscheinlich nach die- ser Richtung hin noch weniger Talent vertritt, denn man sieht nicht recht, ob das Gebilde, welches es da in Arbeit



Mikroskops.

hat, ein Kaninchen oder ein Haifisch werden soll. Nun, Künftler haben be- kanntlich ihre Sonderbarkeiten und, wenn es fertig und gebaden ist, wird es schon irgend Etwas geworden sein, vielleicht sogar ein — kleiner Piepvo- gel!

Vor allen Dingen hat aber der Ho- nigkuchentag eine ganz vorzügliche Eigenschaft: er läßt sich nämlich aus- roh verzehren! Es ist dies nach meiner besonnensten Ansicht ein Vortheil, der gar nicht genügend gerühmt mer- den kann, und mit einem wüthigen Wonneshauer entfinne ich mich aus

meiner Einsicht, welchen wohlthuen- den Einfluß das Rauchen von rohem Kuchentage auf meine Seele, mein Ge- müth und meine sonstige Constitution ausübt.

Doch, Dichten und Baden geräth nicht immer! und so seien wir denn auch, wie der zuerst fertig gewordene Napfstuchen in die sogenannten Brüde gegangen ist. Der Väterjunge wurde für einen solchen muß man ihn wohl halten, weil er noch gar keinen — Badenkrat trägt! scheint möglicher Weise irgend welche Dummheiten ge- macht zu haben, wozu er vermuthlich auch seine — Badpfeife bekommen wird, und nun haben wir die Geschie- che. Man glaube aber nur nicht etwa, daß das der kleinen Elfe so überaus unlieb ist. Im Gegentheil! — Von einem entzweigegangenen und zertrüm- melten Kuchen (auch des Geheimniß will ich hier aus meiner Kindheit ver- raten) läßt sich nämlich viel, viel bes- ser nachsehen, als von einem in sich ab- gerundeten Ganzen, da eine Controlle in diesem Falle absolut ausgeschlossen ist! Klein — Elfen sind daher mit die- sem „Erfolge“ überaus zufrieden.

Einen wahrhaft männlichen Stolz oder verächtlich kleinen Wüßleuch- tenes Antlitz, wo er den frischgebade- nen Wornl auf einen Stein in die Höhe hält. So etwa denke ich mir die Gefühle eines echten Festhauers beim Anblick seiner selbst fertig gewordenen Statue! Denn aus welchem Hochgefühl keine Gebilde herfällt, das ist doch schließlich selbstverständlich. Die Haupt- sache ist und bleibt die eigene, innere, künstlerische Zufriedenheit und diese hat Wüßleuchentheil im höchsten Maße.

Aber auch das kleine Schwertchen scheint in hohem Maße glücklich zu sein, denn weich und warm, als wäre es ihr eigenes Püppchen, hält sie in den Armen den soeben gleichzeitig mit fer- tig geordneten Weihnachtsstollen, der ihr höchst wahrcheinlich ganz allein zu Eigen gehört!

Der Begriff „Stollen“ leitet meine Gedanken übrigens in diesem Moment auf einen eigenartigen Gebrauch, der mir vor einigen Jahren im schönen Dresden aufgefallen ist. Dort existirt nämlich seit uralter Zeit eine sogenan- nte „Stollen- Steuer“, die aber angenehmer Weise mit dem mißliebigen Thema von den Staatssteuern zer- zerlegt zusammenhang hat. Die Stollensteuer ist vielmehr eine „bäckerische Einrichtung, vermöge welcher weniger bemittelte Leute das ganze Jahr hindurch in höchst angenehmer oder monats- lichen Zwischenräumen kleine Stüm- chen Geldes, etwa von fünf bis zwan- zig Pfennigen an, zu den Wäckern tragen, wodurch ihnen zu Weihnachten auf alle Fälle ihr Weihnachtsgebäck ge- sichert ist. Solche alten Gebräuche ha- ben zweifellos etwas Herzgewinnendes an sich.

Unterwegs hat unsere heutige Zeit indeß ja leider mit ihrem Hasten und Jagen wenig Platz mehr für allerlei Dinge, die lediglich mit dem Gemüth zusammenhängen, und so verstimmt denn bedauerlicherweise der Gebrauch des „Selbstbadens“ der Weihnachts- stuchen, wenigstens in der Großstadt,



Erfreuliche Neuland.

immer mehr aus den Familien. Man kauft eben, wie manche Hausfrauen meinen, die Kuchen genau so billig, resp. billiger, als wenn man sie eigen- händig anfertigt — und man hat dann keine „Scherezeien“ davon!

Das könnte wohl sein. Wo aber, so frage ich, liebt jeder Hauch von her- erschöpfender Veste, der über dem al- terwürdigen Weihnachtsfeste, dem deutschen Weihnachtsfeste, dem Obin'sen Julefest unserer alten germanischen Vorfahren, von jeder gelegen hat und seiner Bedeutung nach auch liegen soll?

Die „Scherezeien“ sind's ja eben, welche die freudige Stimmung her- vorrufen und Weihnachtsfest ist doch das Fest der Freude, des gegenseitigen Be- glückens, für welches man keine „Um- stände“ scheuen will!

Sicher ist auch, daß ein eigen ge- badener Kuchen besser schmeckt, als einer aus dem feinsten Conditoren, aber noch so sehr, wie so viel in der heu- tigen Welt, — mit Chokolade begossen ist!

Im Uebrigen hat auch selbstver- ständlicher Weise die „Eigenbäckeri“, wie Alles in diesem Zusammenhate, zu- weilen seinen Haten. Das sehen wir so recht auf unserem letzten Bilde, wo



„Wie geht's weiter?“

die jungberthratete Ehegattin sich

vergeblich bemüht, in ihrer eigenen Küche nach „bewährten Rezepten“ ihre Weihnachtskuchen anzufertigen, weil ihr trauer Gatte diesen Wunsch ge- äußert hat.

Sie kann's eben nicht! denn sie ist leblich — „Theoretikerin“ und, ob- gleich sie das ganze Kochbuch bereits auswendig kennt, gelingt ihr die Sache dennoch stets wieder — vorbei. — Auch das ist eine betrübende Erfah- rung der heutigen Zeit, die wir aber lieber aus Galanterie mit dem Mantel der sogenannten Liebe zudecken wollen.



Klein Ullens Weihnachtsgebäck.

Gönnt Ruhe!

Des Engländers „Time is money“ hat auch auf uns abgefärbt, die Phrase von dem „Werth der Zeit“, und daß man sein „Leben ausschöpfen“ müsse, ist fast zum geglätteten Worte gewor- den.

Unser Leben ist jetzt so unendlich viel reicher als vor dreißig, vier, fünf- zig Jahren. Eine Unmenge Interes- sen, an die damals Niemand dachte, ist hinein gekommen, man kann sich ih- nen nicht verschließen. Eine Unmenge Wissen, im Kleinen und im Großen, wird von uns als etwas Selbstver- ständliches verlangt. Sport und Lieb- habertümle, Reisen und viel ausge- dehntere und komplizirtere Gesellschaft als sonst stellen ihre Ansprüche. Daß die Führung des Haushaltes sich ver- einfacht hat, daß manches außerhalb des Hauses gearbeitet wird, was früher nach einer heiligen Tradition im Hause selbst hergestellt werden mußte, wiegt dagegen nicht schwer, und um so weniger, da Hand in Hand mit dieser schmerzlichen Vereinfachung ein größeres Luxusbedürfnis, ein verfeinerter Sinn für Romfroh Platz gegriffen ha- ben. Unser ganzes Leben ist häufiger geworden, jeder von uns befaßt eines ständigen Antriebs, um nicht zurückzu- bleiben. Die Anforderungen, die un- ser heutiges Leben an uns stellt, geben nach so verschiedenen Richtungen, daß, ehe man bei einer Beschäftigung richtig warm geworden, schon wieder eine an- dere wartet, so daß beständig an den Nerven gerissen und gezerrt wird. Ganz besonders aber, wenn man ge- zungen ist, in der Großstadt zu leben, wo zu allem Uebrigen noch der Straßenlärm und der Lärm in den Mietshäusern kommt, der Kampf um die Lebensbedürfnisse mit elektrischen Straßen- und Untergrundbahnen.

„Gönnt Ruhe!“ möchten wir des- halb allen zurufen, die es angeht. Gönnt sie euch und anderen! Macht euch frei von dem Gedanken, daß durchaus jede Minute mit einem Be- sonderen ausgefüllt werden müsse, ver- zichte lieber einmal auf eine Gesell- schaft oder das Durchfliegen der Zeit- ung, wenn sich ein Ruhebedürfnis bei euch meldet. Ermöglicht für eure Dienstboten Nachmittags ein Stünd- chen, wo sie sich selbst gedehen dürfen, gönnt vor allem euren herannahen- den Töchtern die Zeit, einmal ruhig, unbeanspruch in ihren Zimmerchen zu sitzen. Es ist nichts so Verwerfliches, wenn sie wirklich einmal vor sich hin- träumen, sondern ein nothwendiges Abweichen der Nerven. Habt den Muth, einzugehen: Nein, ich habe das neueste Sensationsstück nicht ge- lesen, habe das neueste Modestück nicht gesehen, weil ich fühlte, mein Kopf ver- langte danach, sich einmal im Freien, in den sanften Inneu einer grünen Landschaft auszurufen. Meine Töchter bilitiren nicht in der neuesten Liebhaberfunkt, da ihren bleichlichen Constitutionen die gesunde Gym- nastik der Hausarbeit vortheilhafter ist, als das gebüete Sigen in den Dünsten des Bierbrands.

Befonders sollte jed' Mutter, die an sich Spuren von Nervosität bemerkt, für sich und ihre Kinder dieses: Gönnt Ruhe! berücksichtigen. Aufbauen ist so viel schwerer als Niederlassen. Ein einmal geschädigtes Nervensystem so- furchbar schwer anzubessern. Befonders dann, wenn eine auch noch so geringe erbliche Belastung vorliegt. Unsere Zeit treibt uns dazu, mehr Kräfte auszugeben, als vorhanden sind, wir zehren eigentlich ständig von dem Kapital, was sich natürlich über- kurz oder lang räumen muß. Weß- denn, der dann so vernünftig ist bei den ersten Anzeichen dieses Ueberver- brauchs Halt zu machen, sich Ruhe zu gönnen und damit dem drohenden Bankrott entgegenzuarbeiten.

— Der A r t n o m a s B r ä u - t i g a m. „Sieh den Stern da oben, Oskar — das ist unser Glückstern!“ — „Du irrst, Geliebte! Das ist Alpha im Kleinen Hund!“

— Ein S c h a u m e l e r. Mama: Fröhlich, wohnst Du denn mit dem Weder? Fröhlich: Zu Papa. Sein Wein ist eingeschlafen!

— S c h l a u. Viehhändler: Du kannst das Raß getrost für das Geld kaufen. Wenn dich der Kauf reuen sollte, ich nehme es Dir noch zum ein- nem Jahr für dasselbe Geld zurück.

— R o u t i n i r t. Stroch (zum Gendarmen): Ich biit mir aus, daß Sie mich anständig behandeln! Ich bin schon in allen Welttheilen arretirt worden!

Weihnacht.

Von Ernst v. Witbenbruch.

Es tönt herüber — weit her, weit her — Aus der endlosen Zeit eine Wunder-Mär, Wie ein Beispielwahn, wie ein Beispielwahn Aus dem alten Garten, dem Paradiese: Ein Stern ging auf, wie kein Stern je zuvor.

Da wurde die Nacht wie der Tag so klar, Eine Stimme kam aus des Himmels Höhe:

„Selig die Augen, die selbes seh'n! Selig das Ohr, dem die Stimme erklingt! Selig alles, was Dem trinkt! Denn das Wunder der Wunder geschah, Gott wurde Mensch! Gott ist Euch nah! Der sein Leid sich weicht aus dem Sonn- nenlauf.“

Den der Sternennacht der Nacht um- rollt, Er stieg hernieder aus Nacht und Ge- walt,

Tag an des Menschen Leid und Gestalt, Um selber zu fühlen in Leib und Geist, Was das Menschenleben auf Erden heißt.

Da wurde sich das bittere Blut, Nicht mehr herrschte das schümeige Welt, Das Herz des Menschen ging liebeden- nend.

Nicht mehr herrschte das schümeige Welt, Das Herz des Menschen ging liebeden- nend.

Der Mensch war glücklich für einen Tag, Von Hebel erlöst und vom Leid befreit — Das war Weihnacht, die seltsame Zeit, — Weihnacht, zu strahlender Weltbaum! Weihnachten, Du selbender Gottstrom! Weihnachten die Nacht, der Stern ist verblüht.

Wieder gekommen sind Leid und Zeit, Gut und böse — wie Esdew. — Daß und Leid in die Herzen schlich, Der Gist das Blut — wie Esdew.

Rollend geht um das rollende Welt, Sehnsucht schließt an die Thür und weint.

Mit und blüht, ob kein Stern erscheint, Nicht und böhrt, ob kein Stern sich regt, Der Himmelsstern hat hernieder trat — Sehnsucht sieht schon viel hundert Jahr, Wartet und wartet noch immerdar.

Süß ist die heilige Sehnsucht nicht, Gott verheißt, was sie launlos spricht, Einmal erumert vielleicht er sich noch Seiner Menschen und weigt sich doch: Einmal vielleicht noch im Weltbaum! Zeit er und strahlen den Weltbaum! Zeit er und strahlen den Weltbaum! Einmal, noch einmal die Wüstenmar: „Grieben auf Erden! Ende dem Daß! Freude den Menschen ohn' Unterlaß! Von Euch genommen ist Wechsel und Leid.“

Zu Euch gekommen sind ohne Leid! Seligkeit! Seligkeit! Weihnacht — Weihnacht, die seltsame Zeit!

Der „Spiegelinn“ der Frauen.

Daß die Frauen vor den „Herren der Schöpfung“ gar manne Fragisten voraus haben, suchte ein Professor ausföhrlich zu begründen. „Die Frauen“, so lauteten seine Ausführun- gen, „haben einen ganz besonderen Sinn, den man den „Spiegelinn“ nen- nen möchte, weil er sie befähigt, sich auch ohne einen Spiegel selbst zu sehen und genau zu wissen, was hinter ihnen vorgeht. Sie haben sozusagen ein Schermögen in ihren Fingerringen; der Raßinn ist für sie fast eine Form des Sehens. Frauen thun mit ihren kleinen Händen beständig Wunder; sie, die je sehr dem Instinkt anheimgegeben sind, haben eine alt innewohnende Feinfrühligkeit; Tausende von Genera- tionen haben für sie ihre Hände ge- braucht, die Nadel geführt und die Klappen der Finger mit jenen feinsten Nervenfasern ausgehakt. So nimmt sie ihr Haß auf und schlingt es leicht und schön in einen wunderbaren Knoten und erst nachher besteht sie im Spiegel, was sie vollbracht hat. Kein Mann könnte etwas so Schwieriges vollbringen. Für einen Mann ist die ganze Kunst des Anledens oder An- nähens von Dingen ein Geheimniß. Der Mann wird es in einer sorgfältigen und wissenschaftlichen Weise ver- suchen, zwei Dinge zusammenzufügen und zusammenzunähen, doch ohne rechten Erfolg. Die Frau nimmt die- selbe Nadel und mit einer geschickten Handbewegung, einem schnell ausge- führten Doppelpflicht hat sie fest zusam- mengefügt, was eben noch getrennt war.“

Für das wichtigste weibliche Instru- ment erklärt der Professor die Haars- nadel. „Das ist das Lieblingshand- werkzeug der Frauen; wirklich ein ganzer Instrumentenkasten liegt in diesen Nadeln. In ihnen liegt der Zauber Schlüssel, der alle mechanischen Probleme löst. Und dann der Mann dieses Instrument gebrauchen? Die Kunst, die Haare aufzustechen, ist für ihn unerlernbar.“

„Wie kommt es, daß eine Frau einen Knoten aufösen kann im Au, während der Mann hilflos daorstehet oder wie Alexander ihn durchhauen möchte?“, das ist eine andere Frage, die dem Professor das Herz bedrückt. Mit dem fünften linken Fingerring weiß sie den wirren Knäuel eine Ueberzug vorzunehmen und dann zieht sie die Fäden nach rechts und links und der Knoten ist gelöst. Ein stets auf's neue haunenswerthes Wunder ist es für mich, wenn ich die Geschicklichkeit sehe, mit der eine Frau einen Knopf an ein Kleidungsstück näht. Solche wunder- bare Fähigkeit manueller Sensibilität und Geschicklichkeit läßt sich nur da- durch erklären, daß die Frauen in der Vergangenheit die Inbuhrie besor- gen. Sie waren die ersten Schuster, Weber, Schneider, während dem Mann die Pflichten des Krieges und der Jagd oblagen, wodurch er seine Fin- ger nicht ausbilden konnte. So haben die fleißigen Hände der Urmütter von der Steinzeit an dazu gewirkt, daß die „Feinbände“ der Entlein nun so leicht und geschickt sind.“

— S c h l a u. Viehhändler: Du kannst das Raß getrost für das Geld kaufen. Wenn dich der Kauf reuen sollte, ich nehme es Dir noch zum ein- nem Jahr für dasselbe Geld zurück.

— R o u t i n i r t. Stroch (zum Gendarmen): Ich biit mir aus, daß Sie mich anständig behandeln! Ich bin schon in allen Welttheilen arretirt worden!